

Matthias Pfüller

**„Leuchttürme, leere Orte und Netze“: Neue Möglichkeiten der Erinnerung
im Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis der Ge-
sellschaft**

Vorbemerkungen

Die aktuellen Feiern zum 60. Jahrestag der Befreiung der KZ zum Kriegsende haben die Zeitzeugen dazu veranlasst, selbst zu formulieren, dass dies wohl der letzte „große“ Gedenktag sein könnte, den sie noch mit uns begehen können. Abgesehen von der vorweggenommenen Trauer, die auf allen Seiten mitschwingt, zeigt sich auch eine steigende Unruhe: Die Erinnerungspraxis, die Gedenkstättenarbeit, aber auch die Erinnerungspolitik werden „neu justiert“ werden müssen. Noch niemand hat ein „Patentrezept“, wie eine Antwort beschaffen sein müsste, die die sich öffnende Leere füllt oder zumindest überbrückt. - Gleichzeitig ist erkennbar, dass auch die ZeitzeugInnen selbst deswegen beunruhigt sind. Die aktuelle Erinnerungspolitik ist zwiespältig und mehrdeutig geworden, seitdem die DDR und das gesamte System der sowjetischen Einflussosphäre mit ihrer Ideologie nicht mehr existieren und sich daraus eine neue „Gedenkstättenlandschaft“ und eine weitere Erinnerungspflicht ergeben haben. Im negativen Fall - der leider so selten nicht ist - wird diese erweiterte Verpflichtung für die nachgeborenen Generationen als Beginn einer „Konkurrenz der Opfer“ wahrgenommen, und das von beiden Seiten aus, also sowohl von den NS- wie auch den Kommunismus-Opfer-Verbänden. Eine Brücke zwischen ihnen, wie sie Jorge Semprún in seiner Rede auf der Gedenkfeier von Buchenwald geschlagen hat, ist bisher noch kaum von jemand anderem angeboten worden; wir wissen daher auch nicht, ob sie tragen kann.¹

Mit Blick auf die NS-Vergangenheit, ihre Verbrechen und ihre Allgegenwart in Europa ergeben sich jedoch einige Möglichkeiten eines Ausblicks, der vielleicht auch imstande ist, ein zusätzliches neues Problem anzugehen, das ebenfalls erst in den letzten Jahren ins Blickfeld gerückt ist: Die „Entnationalisierung“ und „Europäisierung“ des Gedenkens, spätestens aktuell, seit die große EU-„Osterweiterung“ quasi unausweichlich eine neue Erinnerungs- und Memorial-Topographie konstituiert hat.

Schließlich muss noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass es nicht nur um den unausweichlich kommenden Verlust der Möglichkeit geht, mit ZeitzeugInnen zusammen zu arbeiten. Es geht auch darum, dass die erste Nachkriegsgeneration - weitgehend identisch mit der seit einiger Zeit so genannten „Kriegskindergeneration“ - sich anschickt, auf´s Altenteil zu gehen. Auch dadurch wird sich die Erinnerungspraxis

¹ Die deutlichste Formulierung mit dem klarsten Problembewusstsein finde ich in der Dokumentation der Rede Jorge Semprúns anlässlich des 60. Jahrestags der Befreiung des Lagers Buchenwald in der ZEIT Nr. 16 vom 14. 04. 2005, S. 52, unter dem Titel: „Niemand wird mehr sagen können: `Ja, so war es`.“ - Die erwähnte Brücke zu den Opfern des (Post-) Stalinismus findet sich am Ende der Rede, die mit den Sätzen schließt: „Hoffen wir, dass bei der nächsten Gedenkfeier in zehn Jahren, 2015, die Erfahrung des Gulag in unser kollektives europäisches Gedächtnis eingegliedert worden ist. Hoffen wir, dass neben die Bücher von Primo Levi, Imre Kertész oder David Rousset auch die *Erzählungen aus Kolyma* von Warlam Schalamow gerückt wurden. Das würde zum einen bedeuten, dass wir nicht länger halbseitig gelähmt wären, zum anderen aber, dass Russland einen entscheidenden Schritt auf dem Weg in die Demokratisierung getan hätte“.

gründlich verändern. Wir wissen derzeit nicht, welche Einflüsse sich durchsetzen werden: Diejenigen, die von den Medien ausgeübt werden, oder solche, die auf eine zwar nicht mehr direkte, aber eine vermittelbare „Authentizität“ setzen.²

Damit ist gemeint, dass wir uns in einer Übergangsphase befinden: Langsam erlischt das direkte kommunikative Gedächtnis, und das kulturelle Gedächtnis wird zur notwendigen, neuen Praxis³. Darüber hinaus hat sich in den letzten Jahren herausgestellt⁴, dass wir wohl mit einem Übergang rechnen müssen, dessen Eigenart sich daraus ergibt, dass die Vergangenheit nachhaltiger und anders nachwirkt, als wir vorher annehmen konnten: Die bisherige Erinnerungspraxis selbst, d. h. die gegenüber früheren Zeiten veränderte und erweiterte historische Sensibilität hat dazu beigetragen, dass ein anderer „Mechanismus“ sich bemerkbar gemacht hat, dem man vorher so gar nicht Rechnung tragen konnte: Die individuellen und die familiären Erinnerungen erwiesen sich als „intergenerationell geprägt“⁵. Die ungeheuer breite, die große Mehrheit aller ZeitgenossInnen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betreffende Erfahrung von traumatisierenden Ereignissen und Erlebnissen schien nur vorübergehend verdrängt und von einer regelrechten „Bleiplatte“ des Vergessens überdeckt zu sein⁶. Die schein-

² Von Gedenktag zu Gedenktag steigert sich die Intensität der Medien-Berichterstattung, die insbesondere im Fernsehen mit einer Bilderflut verbunden ist, die wenigstens gelegentlich eher irritierend als nur illustrierend oder (auf)klärend wirkt (vgl. z. B. die der FAZ zugeschriebene Kritik an dem Darstellungsstil des ZDF in der Verantwortung von Guido Knopp als „Aufklärung auf Küchentischniveau“). Noch immer scheint die Frage nicht geklärt, ob die reine Dokumentation oder eher die Inszenierung à la „Schindlers Liste“ die dem Fernsehen (und dem Kino) angemessenere Methode für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, dem Holocaust und/oder dem Stalinismus ist. Klar ist jedoch, dass eine Form der Beschäftigung damit, die auf die Wahrnehmung von Ereignisorten setzt, ihr Verhältnis zu der von Medien gesteuerten Wahrnehmung der meisten Jugendlichen und Erwachsenen sorgfältig und kritisch reflektieren muss.

³ In der Fachdiskussion wird seit einigen Jahren als „kommunikatives Gedächtnis“ alles bezeichnet, was direkt (mündlich) weitergegeben wird (also beispielsweise durch Mitteilung von ZeitzeugInnen). Sobald das nicht mehr möglich ist, weil die Erlebnisgeneration verstorben ist, kann man sich (fast) nur noch auf materielle Zeugnisse stützen (Texte, Bilder, Gebäude, Orte usw.), die insgesamt das „kulturelle Gedächtnis“ formen – soweit man die Zeugnisse wahrnehmen will. – Als „Übergangszeit“ möchte ich den Zeitabschnitt bezeichnen, in dem die Weitergabe von Erfahrungen auf intergenerationellem Weg erfolgt – gleichgültig, ob das direkt durch Kommunikation im herkömmlichen Sinn geschieht oder indirekt, z. B. durch unausgesprochene Weitergabe von Tabus, Traumata usw. So gesehen treten wir gegenwärtig in eine solche Übergangszeit ein.

⁴ In dem soeben erschienenen Band von Astrid Erll: „Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen“ (J. B. Metzler Verlag: Stuttgart/Weimar 2005) wird insbesondere mit Blick auf die deutsche, von Aleida und Jan Assmann stark beeinflusste Diskussion zusammenfassend herausgearbeitet, welche theoretischen „Entwicklungsschritte“ es parallel zum zeitlichen Fort- und Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis gegeben hat.

⁵ Das erklärt sich leicht daraus, dass die dritte Generation seit der Erlebnisgeneration, also die Kinder der „Kriegskinder“, sich vor 20 oder zehn Jahren noch kaum vernehmlich *als eigene Generation* äußern konnte. – Überdies wurden Generationsunterschiede in der Art, historische Ereignisse wahrzunehmen, noch kaum thematisiert. Ausgenommen davon blieb die eher abwertende Beschreibung des Generationskonflikts der „68er“ mit ihren Eltern (also der Erlebnisgeneration der ZeitzeugInnen) als eine fast naturwüchsige Konfliktform, die manchmal fast von den Inhalten abgekoppelt zu sein schien. Damit wurde allerdings kaum reflektiert, dass die Verbindung von „normalem“ Generationskonflikt mit etwas so Ungewöhnlichem wie Nationalsozialismus und Holocaust auch ihrerseits etwas bis dahin Unbekanntes war.

⁶ Es scheint, als sei die zigmillionenfache Betroffenheit (nicht nur) der Deutschen noch immer nicht ins allgemeine Bewusstsein vorgedrungen: Etwa 12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, 20 Millionen Männer, die in der Wehrmacht waren und den Krieg und die Gefangenschaft (vor allem die Millionen, die in der Sowjetunion waren) erlebten, die alleinlebenden und –erziehenden Frauen der Jahre von 1944 bis 1950, z. T. bis 1955, die ebenfalls 1,5 – 2 Millionen zählenden Ausgebombten, die ca. 1 Million zählenden ehemaligen Verhafteten und in Lager aller Art von den Nazis Internierten usw. usf., um

bar eine Zwischengeneration überspringende Weitergabe der Traumatisierungen der „Erlebnisgeneration“ auf ihre EnkelInnen hält die Erinnerungen wohl auch deshalb präsent, weil eben die „übersprungene“ Kriegskindergeneration bereits in den 60er Jahren (in der alten Bundesrepublik) mit ihrem Protest darauf bestand, die Erinnerung an das „Dritte Reich“ wachzuhalten und eine geeignete Erinnerungspraxis zu entwickeln.⁷ Das trifft zusammen mit der jetzt sehr spät, aber immer deutlicher hervortretenden Bereitschaft der noch Lebenden der „Erlebnisgeneration“, nun doch noch zu sprechen - und zwar unabhängig davon, ob es die TäterInnen oder die Opfer sind, die jetzt ihr Schweigen brechen. (Das ist, um es wenigstens nebenbei zu bemerken, auch so bei den von den Traumatisierungen der unmittelbaren Nachkriegszeit in SBZ und DDR Betroffenen, die früher nicht reden durften und auch nach der „Wende“ 1989/90 noch keineswegs spontan und sofort in der Lage waren, sich von ihren Belastungen freizuarbeiten und darüber zu sprechen.)⁸

Damit ergibt sich ein ganz erhebliches Problem: Wie wollen wir mit dem sich abzeichnenden Paradigmenwechsel in der Erinnerungsarbeit umgehen, der uns aufgezwungen ist bzw. in sehr absehbarer Zeit aufgezwungen sein wird? Damit möchte ich mich in den folgenden Überlegungen auseinandersetzen.

1. „Leuchttürme“ und „Netze“

Mit diesen beiden Begriffen sind zwei sehr verschiedene „Modelle“ von Erinnerungsarbeit und Erinnerungspolitik bezeichnet. Mit „Leuchttürmen“ sind diejenigen Erinnerungsorte und sonstigen „Memoriale“ gemeint, die Bühnen für die anerkannte, offizielle gesellschaftliche Erinnerungspraxis sind - beispielsweise die großen KZ-Mahn- und Gedenkstätten als historische Orte einerseits, andererseits neue, eher „symbolische“ Orte

von den direkt und indirekt durch Stalinismus und Poststalinismus Betroffenen oder gar den überlebenden Juden gar nicht zu reden – diese Tatsache, dass die traumatisierenden Erlebnisse nachgerade Allgemeingut waren, relativiert sie in ihren Auswirkungen ja nicht. Noch immer, so scheint mir, gehen die Deutschen damit so um, dass man annehmen möchte, es beschäftige sie nicht weiter, obwohl die öffentlichen Erschütterungen bei größeren Erinnerungsimpulsen wie z. B. der sog. „Wehrmachtsausstellung“ etwas ganz anderes zeigen. Auch die HistorikerInnen haben lange gebraucht, bis sie die Problematik begriffen. So ließe sich fragen, ob die Schwierigkeiten bei der Akzeptanz solcher qualitativer Forschungsmethoden wie der Oral History oder bei biografisch-narrativen Interviews und deren Analyse nicht etwa auch auf innerer Abwehr beruhen.

⁷ Die Berichte der PsychologInnen und TherapeutInnen (z. B. T. Moser, H. Radebold, G. Rosenthal usw.) zeigen, dass die EnkelInnen der Erlebnisgeneration deutliche therapeutische Hinweise benötigen, um ihre eigenen, ihnen kaum erklärlichen Probleme und inneren Konflikte bis zu den Großeltern zurück zu verfolgen – und sie nur zum Teil der Verantwortung ihrer Eltern zuzuweisen, die ihrerseits ihre eigenen Generationskonflikte auch nur partiell ausagieren konnten, weil auch sie versuchten, sich vor dem Grauen der NS-Verbrechen und dem ungeklärten Verantwortungsanteil der eigenen Elterngeneration zu schützen. Ein seltsames gemeinsames Resultat ist wohl jene generationsübergreifende „Reparaturstrategie“ zur Rettung einer intakten Mehrgenerationenfamilie, wie sie vom ForscherInnen-Team um Harald Welzer etwa im Buch „Opa war kein Nazi“ beschrieben wird.

⁸ Es stellt sich ohnedies die Frage, ob mit Blick auf die Bevölkerung der ehemaligen DDR wirklich schon alle Langzeitfolgen von Verdrängungen erkannt sind. Das Problem ist nicht neu, aber bei weitem nicht ausdiskutiert. Manche Impulse aus der Zeit unmittelbar nach der „Wende“ scheinen fast „verpufft“ – vgl. beispielsweise den Aufsatz von Olaf Groehler: „Erblasten: Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR“ (in: Hanno Loewy [Hrsg.] 1992: „Holocaust: Die Grenzen des Verstehens“, Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek, S. 110 – 127), der sich mit den Verdrängungen der SED-Kommunisten auseinandersetzt.

wie das vergleichsweise riesige Mahnmal für die ermordeten Juden Europas in der Mitte von Berlin.

Diese Orte zeichnen sich dadurch aus, dass die allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit zumindest periodisch auf ihnen ruht bzw. sich ihnen (wieder einmal) zuwendet.⁹ Sie sind nach jahrzehntelangen Unklarheiten heute zumeist ausreichend öffentlich gefördert und nach vielen Auseinandersetzungen professionell museums- und gedenkpädagogisch „durchgeformt“ in dem Sinn, dass ganze Jahrzehnte konzeptioneller Überlegungen und Auseinandersetzungen ihr Ergebnis in hochgradig durchreflektierten Inszenierungen, Dauer- und Wechselausstellungen gefunden haben.¹⁰ - Um diese „Leuchttürme“ herum gab es in der alten Bundesrepublik bis nahezu zum Ende der 70er Jahre wenig, was als Memorial überhaupt wahrgenommen wurde (auch in der DDR waren es neben Buchenwald, Sachsenhausen und Ravensbrück nur wenige Orte, die eine größere Aufmerksamkeit banden).

Besonders wichtig aber war und ist, dass die „Leuchttürme“ bis heute zunehmend nicht nur den Mainstream der Gedenkkultur und Erinnerungspraxis darstellen, sondern auch Interpretationen quasi „kanonisieren“, und sei es zumindest für mittlere Zeiträume. Das heißt: Generation für Generation lernt diese Orte kennen und gewinnt ihr Bild des Nationalsozialismus (oder eben nunmehr auch der DDR als Unterdrückungsstaat) aufgrund solcher Begegnungen – seien sie nun durch die Teilnahme an nahezu alle verpflichtenden Ritualen zustande gekommen oder aufgrund eigener, individueller Initiative. Die Präsentationen waren und sind seit über sehr lange Zeit sowohl früher in der DDR (bedingt durch das offiziell vorgegebene Antifaschismus-Konzept) wie auch in der ganzen Zeit in der alten BRD relativ einheitlich gewesen.¹¹ In der alten BRD hat sich dann zwar über die 80er Jahre hin mancher Perspektivwechsel ergeben, aber die dadurch angebotenen neuen Möglichkeiten des Verständnisses und der Interpretation des NS wurden zumeist rasch Gemeingut und setzten sich in kurzer Zeit überall durch. „Beglaubigt“ waren diese Inszenierungen und Ausstellungen fast durchweg durch den nie abreißenden Dialog mit den Opfern der NS-Diktatur als den ZeitzeugInnen, die sehr selten Einspruch erhoben haben (manche frühe Inszenierung, wie z. B. die in Buchenwald, und auch an-

⁹ Einerseits ist diese Aufmerksamkeit als rituelle Zuwendung anlässlich der regelmäßig wiederkehrenden jährlichen Gedenktage sehr berechenbar (Befreiungsdaten von KZ; Volkstrauertag usw.); andererseits ist sie durchaus kontingent: Meistens sind es „Schändungen“, die die Öffentlichkeit mobilisieren. Damit ist das Dilemma für diejenigen Memoriale beschrieben, die überhaupt bekannt und gestaltet sind. Alle anderen Erinnerungsorte sind vollends den Zufällen des Geschehens ausgesetzt. Dazu gehört u. a. auch die Tatsache, dass Rechtsextreme beispielsweise das Verzeichnis der Gedenkstätten, das die Bundeszentrale für politische Bildung herausgegeben hat, immer wieder einmal regelrecht als „Reiseführer“ genutzt haben.

¹⁰ Ein eindrucksvolles Verzeichnis der Entwicklungsschritte der „Gedenkstättenlandschaft“ wie auch ihrer konkreten Ausgestaltung und deren Veränderungen findet sich in den „GedenkstättenRundbriefen“ des Gedenkstättenreferats der Stiftung „Topographie des Terrors“, das in diesem Punkt außerordentlich verdienstvoll ist und bei weitem noch nicht systematisch ausgewertet und gewürdigt wurde.

¹¹ Das betrifft sowohl die „Formensprache des Gedenkens“ in den räumlichen Anlagen und Gebäuden wie auch die Ausstellungen als solche, und zwar bis in die 70er Jahre hinein: Es gab z. B. Grabanlagen, Denkmale und Gedenksteine, Kirchen bzw. Kapellen, einige Differenzierungen zwischen christlichen, jüdischen und anderen Grabstellen usw. Die Ausstellungen bezogen sich zumeist auf die Gesamtgeschichte des Nationalsozialismus einerseits, die Situation bei der Befreiung andererseits; der konkrete lokale und regionale Kontext wurde eher weniger berücksichtigt. In der DDR war die zentral gesteuerte „Normung“ – z. B. mit dem Ausdrucksmittel des „Roten Winkels“ – noch deutlicher; dort sind im Lauf der Jahre auch „Abweichungen“ davon schrittweise beseitigt worden. Zwar konnte man nicht durchgängig sagen: „Wenn man eine Anlage kennt, kennt man schon alle“ – aber ein gemeinsames „Grundmuster“ war deutlich erkennbar.

dere mit einer z. T. ausgesprochen konservativen Formensprache gingen auf ihre direkte Zustimmung zurück.)¹²

In den 70er Jahren hat sich in der alten Bundesrepublik zunehmend Unzufriedenheit mit diesem Konzept abgezeichnet - nachdem es (wie in der DDR) langsam als etabliert gelten konnte. In der alten BRD waren Neuengamme, Bergen-Belsen, Dachau (und in geringerem Maß Flossenbürg) z. T. erst nach langen Auseinandersetzungen in eine derart zentrale Position gerückt. Die Unzufriedenheit bezog sich vor allem darauf, dass diese Orte stellvertretend für alle stehen sollten, aber dadurch den Eindruck entstehen ließen, als habe es eben nur sehr wenige Orte gegeben, an denen die Nazis diese Art von Verbrechen begangen haben. Erst langsam verbreitete sich aber die Einsicht, dass man in Anbetracht der unerwartet hohen Zahl von Außenlagern bzw. -kommandos wirklich von einem dichten Netz sprechen kann, das das ganze Deutsche Reich überzog.¹³ - Gleichzeitig differenzierte sich die Sicht auf den Nazismus immer weiter durch. Damit rückten auch Orte ins Blickfeld der Öffentlichkeit, die nichts mit KZ zu tun hatten, die manchmal sogar das schiere Gegenteil zu dieser Welt des Terrors zu bedeuten oder zu zeigen schienen. So wurden langsam auch Orte der Täter erkannt und als Erinnerungsorte anerkannt, an denen der Gedanke an die Opfer in den Hintergrund zu treten schien - wie beispielsweise das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg oder, viel deutlicher noch, der Obersalzberg als Hitlers „Bergsitz“.¹⁴

Damit begann sich ein neuer Weg in Deutschland abzuzeichnen, den andere Länder schon früher kannten, auch wenn sie nicht so „gründlich deutsch“ vorgegangen waren: In Italien, der ČSSR, Frankreich oder Polen fanden die deutschen Touristen schon immer eine Vielzahl von kleinen Erinnerungszeichen, eben Memorialen, an Häusern, Mas-

¹² Das erstaunlichste und eindrucksvollste Beispiel, das ich gesehen habe, ist der „Skulpturen- und Memorial-Park“ von Mauthausen, der zwischen dem Lagergelände im engeren Sinn und dem Steinbruch liegt: Man kann dort regelrechte Studien zur Entwicklung der „Formensprache von Mahnmalen“ betreiben, wie sie von den verschiedenen Herkunftsnationen der Opfer gesetzt wurden. – Hinsichtlich der Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald haben bekanntlich Knigge/Pietsch/Seidel pars pro toto genauer analysiert, wie der Gestaltungsverlauf vonstatten ging: „Versteinertes Gedenken. Das Buchenwalder Mahnmal von 1958“, 2 Bde., Spröda 1997. Vgl. ergänzend und allgemein dazu auch Groehler 1992, a.a.O.

¹³ Grundlegend dazu nach wie vor: Gudrun Schwarz: „Die nationalsozialistischen Lager“ (1990), in der Taschenbuch-Ausgabe 1996 zur Zahl: S. 84 ff. – Zu den KZ im besonderen erscheint derzeit, herausgegeben von Wolfgang Benz und Barbara Distel: „Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager“ (C. H. Beck Verlag, München 2005) in einer Reihe, die auf 7 Bände angelegt ist; bis dahin war maßgeblich: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hrsg.): „Die nationalsozialistischen Konzentrationslager“ (2 Bände, Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt/M. 2002; Erstausgabe 1998); vgl. darin für den hier thematisierten Kontext den einleitenden Aufsatz der Herausgeber: „Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Geschichte, Erinnerung, Forschung“, Bd. 1, S. 17 – 40.

¹⁴ In den letzten Jahren hat sich die Diskussion etwas beruhigt; es gibt auch keine direkte Konkurrenz zu den Gedenkstätten im eigentlichen Sinn mehr. Allerdings war das erst dann möglich, als exemplarisch einige grundsätzliche Einschätzungs- und Rezeptionsmomente korrigiert werden konnten. Das im Norden bekannteste Beispiel ist vielleicht Peenemünde: 1992 wollten technikbegeisterte Ingenieure den 50. Jahrestag des ersten Raketenstarts feiern – ohne jeden Bezug zum untrennbar mit ihm verbundenen Ausmaß von Zwangsarbeit, KZ-System und Tod in Peenemünde, Karlshagen und Mittelbau-Dora (und anderen Orten). Der daraus entstandene Skandal wurde indirekt zum Start für die Gedenkstättenarbeit in Mecklenburg-Vorpommern. Es war gleichzeitig ein Signal gegen die Dekontextualisierung von „Faszination“, von Technik, von Architektur usw. Die vorerst neueste Publikation dazu ist: Stephan Porombka/Hilmar Schmudt (Hrsg.): „Böse Orte. Stätten nationalsozialistischer Selbstdarstellung – heute“. Claassen/Ullstein-Verlag: Berlin 2005; Darin werden – manchmal etwas naiv-verkürzt – zehn Beispiele solcher vor allem architektonischer „Denkmale“ in eher feuilletonistischer Manier vorgestellt.

ten, Steinen, Bäumen usw. zu Ehren von Märtyrern, die die Nazis hingerichtet hatten.¹⁵ Zunächst war es Ende der 70er Jahre der oppositionelle Pahl-Rugenstein-Verlag, der in mehreren Bänden einen regionalgeschichtlichen Wegweiser zu Stätten des Widerstands und der Verfolgung in der alten BRD vorlegte - diese Sammlung wurde zum Vorläufer der beiden uns heute geläufigen dicken Bände der Dokumentation der Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus, herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung. Auf diese Weise wurde in den 80er Jahren für alle Interessierten deutlich, in einem wie blamablen Zustand sich die Erinnerungspraxis in der alten Bundesrepublik befand - sie konnte auch nicht im entferntesten das Niveau und den Anspruch einlösen, den schon damals die Fachliteratur zum Nationalsozialismus vorgab. Es schienen zwei verschiedene Welten zu sein: Auf der einen Seite die damals noch immer wenigen Gedenkstätten, auf der anderen Seite die immer mehr anwachsende wissenschaftliche Literatur. Dazu kam das Ärgernis, dass in allzu vielen Darstellungen von Orts- oder Firmengeschichten über die Zeit des Nazismus alle schwierigen oder belastenden Fakten ausgeblendet waren.¹⁶

Die zunehmende Empörung vor allem der Studentinnen und Studenten führte dazu, dass seit den 80er Jahren in einer beispiellos umfassenden Anstrengung die konkrete Geschichte des Nationalsozialismus in den Städten und Dörfern der alten BRD neu geschrieben wurde. Die nur allgemein bekannte oder vermutete Allgegenwart der NS-Verbrechen wurde nunmehr belegt. Daraus ergab sich rasch der Wille, möglichst viel zu dokumentieren - auch durch Erinnerungszeichen und Gedenkstätten. Langsam bildeten die Memoriale mehr und mehr von der Topographie des Terrors nach. Das Netz wurde sichtbar, obwohl es bei weitem noch nicht vollständig war: Schließlich hatten sich die Verbrechen keineswegs nur in den Lagern abgespielt. Allerdings war der teils offene, teils hinhaltende Widerstand großer Gruppen der Gesellschaft so stark - und blieb es oft bis heute -, dass das ganze Ausmaß der Verfolgung und Unterdrückung noch immer nicht bekannt ist (und in manchen Fällen wohl nie mehr aufgedeckt werden kann oder wird).¹⁷

¹⁵ Der hauptsächliche Unterschied zur Situation in der alten BRD scheint mir zu sein, dass es hier zwar durchaus Erinnerungszeichen gab – sie waren aber meist marginalisiert, standen als Grab- oder Gedenksteine auf Friedhöfen usw. Anders war die Situation in der DDR – so gab es z. B. die Mahnmale an den Todesmarsch-Strecken, die einerseits zentralistisch vorgegeben waren, aber, wie sich zeigt, durchaus „angenommen“ wurden, wie sich an der Tatsache ihrer häufig bis heute anhaltenden Pflege und Betreuung erweist. Erst in den letzten Jahren hat sich das Konzept der „Stolpersteine“ als wirksam erwiesen, die in immer mehr Orten z. B. dort gesetzt werden, wo sich z. B. Wohnhäuser von verschleppten und ermordeten Juden befanden.

¹⁶ Auch in diesem Punkt zeigt sich, dass diese „Vergangenheit nicht vergehen will“: So gibt es derzeit, im Frühjahr 2005, eine auch in die weitere Öffentlichkeit getragene Diskussion darüber, ob die Geschichte der Bundesministerien hinsichtlich der in ihnen in den 50er Jahren wieder beschäftigten alten Nationalsozialisten hinreichend aufgearbeitet sei. Es kann also bei weitem noch nicht die Rede davon sein, dass die Allgegenwart, die Ubiquität des Nazismus voll bewusst wäre. Jeder, der diese Diskussion führen will, stößt auf so viele Vorbehalte, dass sehr deutlich wird: Es ist schwer, in diesem Punkt aus einer noch immer permanenten Defensive herauszukommen; von allgemeiner Akzeptanz kann keine Rede sein.

¹⁷ Aus nunmehr zehnjähriger Erfahrung in Mecklenburg-Vorpommern kann ich sagen, dass es noch lange dauern wird, bis eine breite Wahrnehmung erreicht ist. Ein Beispiel dafür ist der Bereich des Tourismus: Es scheint fast ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, in ganz normales Informationsmaterial über Orte und Regionen selbstverständlich Hinweise auf Memoriale aufzunehmen – außer dann, wenn es sich wohl gar nicht vermeiden lässt. Die Furcht davor, das könne bei den TouristInnen die „schönsten Wochen des Jahres“ überschatten, ist bei den zuständigen Fremdenverkehrs-Managern wohl tiefer verankert als sonst – obwohl alle mir geläufigen Diskussionen und Erfahrungen das glatte Gegenteil bezeugen: Man muss TouristInnen nicht unterschätzen; sie haben immer Interesse an sol-

Unweigerlich, unvermeidlich wiesen die neu geschaffenen Memoriale Elemente einer mehr oder weniger stark ausgeprägten „Überzeugungspädagogik“ auf: Es galt immer, etwas zu beweisen und es in einen erkennbaren, nachvollziehbaren Kontext zu stellen - sei es der von Tätern und Opfern, ein lokaler und regionaler, ein wirtschaftlicher und gesellschaftlicher usw. Damit entstanden auf der einen Seite bemerkenswert gute, didaktisch und pädagogisch hervorragend aufbereitete Ausstellungen und Gedenkorte, die andererseits jedoch auch schon immer die gesamte Sicht auf die Dinge vorgaben: Die Darstellungen mussten in der Regel problemerschöpfend sein. Ich möchte dafür den Vergleich verwenden, dass es sich dabei um „Leitplanken für das Gedenken entlang einer möglichst geraden Straße“ handelte.¹⁸

Erst in einem späteren Stadium, d. h. in den neunziger Jahren, wurde die überstarke Konzentration auf das kognitive Moment etwas zurückgenommen. Einerseits wurde stärker ein reflexives Moment zur Geltung gebracht (wie im wahrsten Sinn des Wortes beim bekannten Mahnmal der Spiegelwand mit Namen von NS-Opfern in Berlin-Steglitz, auf die die Passanten zugehen und sich selbst sehen); andererseits entwickelte sich eine ästhetisch-metaphorische „Linie“, die auch mehr und mehr ins Abstrakte gehen konnte (wie z. B. wiederum in Berlin das Memorial am Bahnhof Grunewald für die Deportation der Juden - und eben gegenwärtig der „Stelenwald“ des großen Mahnmals in Berlin Mitte).¹⁹

Damit wurden zwar mehr Momente in den Gedenkimpuls aufgenommen, die über das rein Kognitive hinausgingen - aber andererseits löste sich die Formensprache tendenziell auch vom konkreten historischen Ort des Geschehens. Das ist verständlich aufgrund der Kritik am Fetisch der vorgeblichen „Authentizität“: Natürlich sind die Orte heute nicht mehr so „authentisch“ wie beispielsweise im Museum für einen Schriftsteller oder eine Malerin die Konservierung des Moments, in dem deren Leben endete und alles genauso blieb, wie es in diesem Augenblick aussah. Gerade an den Orten ehemaliger Lager ist sehr vieles komplett überformt worden, manches völlig verschwunden oder überbaut worden. Trotzdem wird immer wieder davon gesprochen, dass die Tatsache des historischen Ortes, an dem man steht, eine geradezu „auratische“ Wirkung entfalten könne. Offen bleibt jedoch, ob die Formensprache des Memorials an den konkreten Ort zurückgebunden ist und ihn aufgreift oder nicht. Darüber hinaus lässt sich fragen, mit welcher Zielstellung diese Korrespondenz des Memorials mit dem Ort aufgegriffen wird.²⁰

chen Memorialen und begegnen solchen Erinnerungszeichen fast immer mit Respekt vor dem Ort oder der Region, die sie setzt oder kenntlich macht. Allerdings gibt es ein weiteres, wirksames Hindernis: Auch im geläufigen Kartenmaterial sind die Orte selbst dann nicht eingezeichnet, wenn es dort oder in der Region (wie z. B. an den Autobahnen) deutliche Hinweisschilder gibt.

¹⁸ Ich meine das nicht im mindesten denunziatorisch: Die schon beschriebenen Umstände, d. h. die konstitutionelle Schwäche der Erinnerungskultur haben eine solche Intensität geradezu erzwungen, vor allem auch die allzu häufigen Relativierungs- und Leugnungs-Versuche, die nicht nur von Seiten der Rechtsextremen kamen. So musste beispielsweise zur Geschichte der Judenvernichtung schon immer sehr genau dokumentiert werden; vgl. dazu z. B. die geradezu ein ganzes Forscherleben zusammenfassenden Beschreibungen von Raul Hilberg in: „Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und Interpretieren“; S. Fischer Verlag: Frankfurt/M. 2001.

¹⁹ Mir scheint das unter anderem auch ein Anzeichen dafür zu sein, dass ein Lernprozess stattfindet, der natürlich auch dadurch gegeben ist, dass inzwischen vier Generationen mit der Erinnerungskultur konfrontiert sind. Deren zeitlicher und psychischer Abstand erzeugt zwar keineswegs per se einen größeren Überblick oder mehr Souveränität, wohl aber eine andere Art der Suche nach einem angemessenen Ausdruck für die Wahrnehmung und das Erleben anderer Generationen (als der Erlebnis-Generation): Es sind andere Emotionen, und die Tatsache macht sich bemerkbar, dass wir uns im Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis befinden.

²⁰ Heute lässt sich diese Frage womöglich noch weniger schlüssig beantworten als je – viel zu verschiedenartig sind trotz des gemeinsamen Nenners „Erinnerungskultur“ in seiner generationsspezifischen

Hier geht es zunächst um die Frage, ob und wie insbesondere die heute etwa 20jährigen einen Bezug zu Memorialen finden können.

2. Generationen und Wahrnehmung

Selbstverständlich wird die Wahrnehmung komplexer Bilder - wie beispielsweise Gedenkstätten als konkrete Orte - ausschlaggebend von dem beeinflusst, was die Wahrnehmenden an Kenntnissen, Emotionen und vielleicht auch bisherigen Erfahrungen mitbringen. Ebenso selbstverständlich ist, dass sich die Wahrnehmungsmodi generationsspezifisch durchdifferenzieren. Während wir über die Wahrnehmungsweise der Kinder der Erlebnisgeneration sehr gut informiert sind, ist es mit der Enkelgeneration schon anders: Sie ist eine Übergangsgeneration, die noch sehr viel von den Angehörigen der Erlebnisgeneration und ihren Eltern aus der zweiten Generation gehört – und wohl auch gespürt – hat, aber bereits in hohem Maß auf das angewiesen ist, was als „Rohmaterial“ für das kulturelle Gedächtnis bezeichnet werden kann: Also auf Indirektes, Aufgezeichnetes, von der Erlebnisgeneration Losgelöstes, von ihr „Produziertes“ und Hinterlassenes.

Berichte aus der therapeutischen Praxis ebenso wie aus intergenerationellen Interviews besagen, dass die Enkelgeneration im Unterschied zur Kindergeneration psychisch und emotional womöglich stärker von den Verdrängungen der Erlebnisgeneration betroffen ist - allerdings so, dass ihr diese Betroffenheit, die beispielsweise die Form von unklaren Depressionen bis hin zur Suizidgefahr annehmen kann, in ihrer Genese völlig im Dunkeln liegt.²¹ In den Büchern, die von Schriftstellerinnen dieser Generation in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, lässt sich nachlesen, welche Mühe es oft kostete, die eigenen Blockaden und die der Großelterngeneration wahrzunehmen und zu überwinden.²² Das inzwischen durch das Buch „Opa war kein Nazi“ nachgerade berühmt gewordene Projekt von Harald Welzer und anderen zu den Formen und Mechanismen der „Familienerinnerungen“ hat verdeutlicht, was die „heimlichen Lehrpläne“ dieser Blockaden sind: Es sind „Reparaturstrategien“ gegen die Beschädigung der generationsübergreifenden familiären Identität durch die (möglichen, d. h. vermuteten, befürchteten und / oder realen) Zerstörungen der „Familienehre“ durch Verbrechen der Erlebnisgeneration - und es sind Abwehrstrategien gegen die traumatisierenden, ebenfalls generationsübergreifenden Nachwirkungen von Kriegs- und Nachkriegserlebnissen.²³

schen Ausprägung die lokalen und regionalen Kontexte, aus denen heraus die Memorialsetzung und –gestaltung erfolgt.

²¹ Die Literatur dazu ist im letzten Jahrzehnt umfangreicher und allgemeiner geworden. Ich verweise hier stellvertretend für viele auf die beiden Bücher von Tilmann Moser: „Politik und seelischer Untergrund“ (Suhrkamp Verlag: Frankfurt/M. 1993) und „Dämonische Figuren. Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie“ (Suhrkamp Verlag: Frankfurt/M. 1996); jetzt etwas allgemeiner dazu: Hermann Schulz/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke: „Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration“ (Ch. Links Verlag: Berlin 2004).

²² Fast willkürlich herausgegriffen nenne ich von den älteren Autorinnen Ulla Hahn: „Unscharfe Bilder“ (Dt. Verlagsanstalt: München 2003), von den jüngeren: Rachel Seiffert: „Die dunkle Kammer“ (Ullstein u. a.: Berlin 2001) und Tanja Dücker: „Himmelskörper“ (Aufbau-Verlag: Berlin 2003). – Auffällig ist der hohe Anteil von Frauen in der aktuellen Literatur.

²³ Vgl. dazu analytisch und zusammenfassend die Habilitationsschrift von Gabriele Rosenthal: „Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen“ (Campus Verlag: Frankfurt/M.; New York 1995). Frau Rosenthal hat davor und danach noch eine ganze Reihe weiterer Publikationen zu diesem Problemkontext vorgelegt, die z. B. die Ansätze von T. Moser und anderen konkretisieren und systematisieren.

Bisher lässt sich aus der Literatur nicht erschließen, wie sich das Problem für die vierte Generation, also die UrenkelInnen, darstellt. Aus eigener Erfahrung kann ich nur schließen, dass es ein großes Interesse gibt, das allerdings nicht auf eine direkt wahrgenommene, bewusst problematisierte innerfamiliäre Tradition zurückgeht. Vereinzelt Gespräche und Berichte bringen mich zur Annahme, dass die unverarbeitete familiäre Vergangenheit ein Interesse generieren kann - mehr nicht.

Eines wird jedoch immer wieder berichtet und entspricht auch meinen eigenen Erfahrungen: Der Schulunterricht war in der Regel nicht in der Lage, das Interesse wachzurufen. Das ist keine Schuldzuweisung: Es gibt bis heute keine auf breiter Grundlage wirksame Didaktik der Vermittlung geschichtlich so relevanter Probleme wie der der Rezeption der NS-Diktatur und ihrer Verbrechen. Woher sollte sie auch kommen? Das Problembewusstsein dafür ist überhaupt erst vor kurzer Zeit entstanden, und die Literatur zur „Erinnerungskultur“ in Deutschland und anderen, auch außereuropäischen Ländern zeigt, dass es keine fertigen Muster oder gar „Patentrezepte“ dafür gibt, sondern viele ungeklärte, manchmal auf den ersten Blick auch widersprüchliche Phänomene, die erst noch gedeutet werden müssen.²⁴

Einen zentralen Hinweis glaube ich aber formulieren zu können: Diejenigen Formen und Muster, die meine eigene Generation (also die zweite, die der Kinder der Erlebnisgeneration) für die Verarbeitung von NS-Diktatur, Verbrechen, Krieg und Traumatisierung entwickelt hat, sind nicht unmittelbar geeignet für die Zusammenarbeit mit der Generation der Urenkel. Das liegt mit einiger Wahrscheinlichkeit auch daran, dass wir zu stark fakten- und textorientiert waren (womöglich auch deswegen, weil wir Bilder entweder nicht brauchten und/oder nicht aushielten). Aufgrund des direkten Kontakts mit der Erlebnisgeneration blieben wir lieber auf sicherem, kognitivem Grund – wir waren und sind völlig außerstande, die Emotionen der Erlebnisgeneration zu verstehen oder auch nur nachzuvollziehen.²⁵ Bedingt dadurch hat meine Generation zwar ganze Gebirge von Büchern produziert, historische Orte gesichert und sehr differenzierte Ausstellungen erarbeitet - hat aber auch, bedingt durch diese Fixierung aufs Kognitive, die historischen Orte häufig mit Material, Didaktik und Methodik nachgerade „zugeschüttet“.²⁶

²⁴ Vgl. dazu neben anderen Volkhard Knigge/Norbert Frei (Hrsg.): „Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord“ (C. H. Beck-Verlag: München 2002), Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker (Hrsg.): „Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945“ (Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt 2003), und Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hrsg.): „Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa“ (Vandenhoeck und Ruprecht: Göttingen 2004). – Damit wird ein Ansatz fortgeführt, der u. a. von Ian Buruma schon 1994 vorgegeben wurde: „Erbschaft der Schuld. Vergangenheitsbewältigung in Deutschland und Japan“ (Hanser Verlag: München und Wien). – Noch komplexer gestaltet sich das Bild seit dem Beitritt der osteuropäischen Länder zur EU im Jahr 2004 – ein Prozess, der nicht abgeschlossen ist.

²⁵ Dafür soll hier nur ein kleiner Ausschnitt aus dem weiten Problemspektrum stehen: Wie sollen wir denn begreifen, was für diese Generation der Begriff „Vaterland“ bedeutete? Der Nazismus hat alles, was mit „Patriotismus“ zusammenhing, so nachhaltig zerstört, dass es heute einer großen Anstrengung bedarf, die damaligen „Befindlichkeiten“ zu rekonstruieren. Wie nachdrücklich und tiefgreifend die Zerstörung ist, belegen die Bücher des Sohnes von Willy Brandt, Peter Brandt (Jahrgang 1948), der sich um eine solche Rekonstruktion sein Leben bemüht; vgl. zum Beispiel sein Buch „Schwieriges Vaterland. Deutsche Einheit. Nationales Selbstverständnis. Soziale Emanzipation. Texte von 1980 bis heute“ (edition ost: Berlin, 2., korr. Aufl. 2001).

²⁶ Auch diese Feststellung ist, um es wiederholt zu betonen, nicht selbstquälerisch-denunziatorisch gemeint: Die jahrzehntelange Unkultur des „kommunikativen Beschweigens“ (H. Lübke 1983) hat diese „Materialschlacht“ geradezu erzwungen. „Schlacht“ bedeutet hier im übrigen keineswegs, dass wir sie etwa schon gewonnen hätten – jedenfalls nicht in der Selbstwahrnehmung meiner Generation;

Damit sind Schwierigkeiten entstanden, die nicht allein auf die bekannten Verständigungsprobleme zwischen Generationen zurückzuführen sind. In der Zwischenzeit sind neue Formen von Kommunikation Allgemeingut geworden, die früher unbekannt waren.²⁷ Unter dem Einfluss der etablierten Medien Film und Fernsehen sowie vor allem der neuen, auf digitaler Datenverarbeitung beruhenden Möglichkeiten sind Texte als Medium stark zurückgetreten, während Bilder ihren Einfluss ausgerechnet in dem historischen Augenblick stark vergrößert haben, in dem sie aufgrund der technischen Möglichkeiten so leicht zu bearbeiten und zu verändern sind wie nie zuvor.

Bezogen auf die Erinnerungskultur, die Gedenkstättenarbeit und die damit verbundenen pädagogisch-didaktischen Anstrengungen ergeben sich dadurch wohl ebenso viele Schwierigkeiten wie Möglichkeiten. - Die Schwierigkeiten liegen in der Frage der „Authentizität“. Nicht nur Orte, auch Bilder sind keineswegs mehr umstandslos als „authentisch“ ausgewiesen. Bearbeitungen, ebenso aber auch Fälschungen sind jederzeit möglich und entwerfen jedes Bild, das seine „Echtheit“ nicht beglaubigen kann.²⁸ Gerade dadurch bekommen historische Orte beim Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis für die Gedenkstättenpädagogik eine erhöhte Bedeutung, sofern außer Zweifel steht, dass es der „richtige“ historische Ort ist. Dann jedoch kann die Gedenkstättenpädagogik auch bei der vierten Generation auf eine Grundlage setzen, die trägt - sofern die Erwartungen keine falschen sind.

3. Historische Orte und „Inszenierungen“

Nahezu jede Gedenkstätte ist ein „Konstrukt“, wird zur Gedenkstätte nur durch „Inszenierung“. Das war von Anfang an so – natürlich bedeutete jede Einrichtung eines Mahnmals (gleich welcher Art) auf dem Gelände eines ehemaligen KZ oder eines sonstigen Ortes der Verfolgung oder des Widerstands einen radikalen Bedeutungswechsel. Schon scheinbar „Harmloses“ konnte die „Authentizität“ verändern – so haben sich ehemals in Ravensbrück internierte Frauen nahezu darüber beklagt, dass auf dem ehemaligen Lagergelände jetzt Bäume stehen, die dem Ganzen beinahe einen Anstrich von „Idylle“ geben. So sind vor allem die Standorte der ehemaligen Stammlager heute als Gedenkorte zwar nach wie vor historische Orte, aber sie sind etwas völlig anderes geworden²⁹. Ihre Probleme beginnen mit Blick auf die vierte Generation eben dann,

anders wären die immer wiederholten Anläufe zur Untersuchung und Dokumentation von noch mehr und anderen Aspekten nicht zu verstehen. Ein gutes Beispiel für die unablässige Bemühung ist - gewollt oder nicht – die große Produktivität von Götz Aly, und zwar ganz ausdrücklich unter Einschluss der Auseinandersetzungen, die er damit immer wieder sucht bzw. provoziert.

²⁷ Damit möchte ich keineswegs nur das Internet ansprechen. Insbesondere das Fernsehen hat die gewaltige Maschinerie der unendlichen Talkshows geschaffen, in denen die Protagonisten der Konflikte immer wieder und unentwegt aufeinander treffen. Damit ist ein permanenter Diskurs entstanden, der beispielsweise zu Zeiten meines Studiums in der zweiten Hälfte der 60er Jahre noch gar nicht vorstellbar war (unter anderem auch deswegen, weil sich die damals führenden Historiker, Politologen usw. solchen Diskursanforderungen kaum gestellt hätten; die damaligen öffentlichen Diskussionen – beispielsweise mit den führenden Leuten der Frankfurter Schule – verliefen eher katastrophal).

²⁸ Wie quälend eine solche Diskussion um Fragen dieser Art sein kann, hat sich in der Kritik an der ersten „Wehrmachtsausstellung“ gezeigt. Im Rückblick ist es schwer, endgültig zu beurteilen, ob es wirklich notwendig war, sie zurückzuziehen und gänzlich neu zu konzipieren. Auch die neueste Publikation von Hannes Heer: „Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei“ mit dem ersten Kapitel „Die bedingungslose Kapitulation der zweiten Wehrmachtsausstellung“ (Aufbau-Verlag: Berlin 2004; hier: S. 12 – 66) bringt keine entlastende Klärung.

²⁹ Dieser Problembereich wird ausführlich dargestellt, diskutiert und analysiert in dem von Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit und Susanne Lanwerd herausgegebenen Sammelband: „Die Sprache

wenn die für die vorangegangenen Generationen noch stimmigen Inszenierungen „versagen“, d. h.: den Zugang zu dem, was vermittelt werden soll, eher versperren als öffnen.³⁰

Nun wäre es unsinnig, diese Gedenkorte gänzlich umformen zu wollen - die einzelnen Generationen müssen sich schon miteinander arrangieren. Nach meinen Erfahrungen mit einem Jahrzehnt Gedenkstättenexkursionen mit StudienanfängerInnen der Sozialpädagogik möchte ich aber dafür plädieren, verstärkt andere Möglichkeiten solcher historischer Orte zu nutzen, die bisher eher vernachlässigt wurden. Für mich verhalten sie sich komplementär zu den großen Gedenkorten - und zwar eröffnen sie gerade dann um so mehr Möglichkeiten, wenn sie nahezu oder vollständig ohne traditionelle Inszenierung da sind. Das eine schließt das andere nicht etwa aus, nur scheint mir manchmal die Reihenfolge didaktisch wirksamer, die mit den „leeren Orten“ beginnt und erst danach zu den „großen“ Gedenkorten hinführt (ohne dass das ein Dogma wäre). Dazu führen mich einige Grundsatz-Überlegungen, die aus Beobachtungen der letzten Jahre folgen, die nicht nur ich gemacht habe.

In erster Linie ist mir wichtig, dass sich die jungen Leute auf eigenen Beschluss hin auf das Thema „Gedenkstätten“ einlassen. Die Furcht davor, mit „Gräueln“ konfrontiert zu sein, mit denen sie nicht umzugehen gezwungen sein wollen, ist leicht nachvollziehbar; Betroffenheitspädagogik ist nicht (mehr) gefragt.³¹ Es gibt viele Möglichkeiten, das Interesse zu wecken; manchmal (wie in meinem Fall) reicht schon das einfache Angebot, an einer Exkursion teilnehmen zu können.³²

Vor Beginn des Besuchs eines historischen Ortes sollte ein Minimum an Information stehen: Warum sollte man dort hin fahren? Wofür steht dieser Ort? Warum ist er bisher so unbekannt? - Häufig genügen einfache Informationen; mir ist es am liebsten, wenn ich auf Nachfragen und Wünsche *reagieren* kann. Texte sollten Bilder und Illustrationen nicht überwiegen.

Das Besuchen des historischen Ortes ist notwendig - wer sich wirklich interessiert, nimmt auch die Mühe auf sich, direkt dort hin zu kommen. Körperliche Anwesenheit ist die Voraussetzung für (Kennen-) Lernen und mögliches Verstehen, da erst über die

des Gedenkens. Zur Geschichte der Gedenkstätte Ravensbrück 1945 – 1995“ (Edition Hentrich: Berlin 1999); darin insbesondere Jan Thomas Köhler: „Wie authentisch ist der authentische Ort? Zum Umgang mit den baulichen Relikten des Konzentrationslagers“ (S. 240 – 254).

³⁰ Einerseits ist das Problem banal, andererseits methodisch sehr vertrackt: Jede Generation „will“ in einer solchen Gedenkstätte etwas Bestimmtes sehen oder erkennen können; dieses „Bestimmte“ muss aber mit dem, was es für die Erlebnisgeneration war, keineswegs übereinstimmen. Das Schwierigste daran ist wohl, dass es vermutlich keinen Anspruch auf eine unveränderbare „Wahrheit“ gibt, die über die Generationen hinweg übermittelt werden könnte. Damit erweist sich der Auftrag des Mahnens und Gedenkens als ein sehr zeit- und generationenbedingtes Konstrukt – ohne dass jedoch damit gesagt werden sollte, der Auftrag als solcher sei unerfüllbar oder „sinnlos“.

³¹ Ähnlich argumentiert in ihrem Plädoyer „Jenseits der Selbstbespiegelung. Nicht apolitisch, aber gelassen wenden sich die Jüngeren der Geschichte zu“ Tanja Dücker (selbst Jahrgang 1968), erschienen in der Beilage „Deutschland danach“ der Frankfurter Rundschau vom 07. Mai 2005, S. 11

³² Wichtig scheinen daran zwei Umstände zu sein: Ich nötige niemanden – und ich verberge lediglich Teilnahmebestätigungen, wenn jemand nur mitfahren, aber nicht auch gleich eine Seminararbeit dazu schreiben möchte. Damit entfällt jeder Zwang, sich zum Exkursionserlebnis zu äußern. – Und weiter: Die Exkursion führt aus dem Campus heraus in eine „Inselsituation“, die quasi „aus der Zeit ausgeschnitten“ und die kein „didaktischer Raum“ mehr ist. Alle, die an den Exkursionen teilnehmen, wissen aber auch, dass sie sich in eine nicht alltägliche Situation begeben, in der sie ihr Erleben für sich nicht vollständig steuern können, weil sie nicht wissen, wie sie rational, emotional und sozial reagieren werden.

Körper-Erfahrung die Atmosphäre (um nicht zu sagen: die „Aura“) eines Ortes³³ wahrnehmbar wird. Die Differenz zu dem, was Fotos oder auch Videofilme vermitteln können, ist bekannt. Erst die körperliche Präsenz erlaubt es, einen eigenen Zugang zum Ort und dem mit ihm verbundenen Geschehen zu finden - die sinnliche Wahrnehmung ist schließlich die Basis für die Erinnerung.³⁴ Manchmal ist die sinnliche Wahrnehmung auch das Medium, das eigene Reflexionen auslöst und womöglich eine eigene Relevanz hat, weil damit bzw. dadurch Emotionen entstehen. Häufig sind sie zwar intensiv, aber nicht ohne Weiteres zu deuten, und vertiefen dadurch die Reflexionen zusätzlich.³⁵

Die Orte lösen regelmäßig weitere Nachfragen aus. Dazu ein konkretes Beispiel: Im Februar diesen Jahres besuchte ich mit einer Gruppe von Studierenden einen sehr kleinen Friedhof weitab eines kleinen Ortsteils des Dorfes Conow in Südwest-Mecklenburg, auf dem 11 polnische Frauen, Männer und Kinder beigesetzt sind, die in der näheren Umgebung als Zwangsarbeiter eingesetzt waren. Die Informationen über diesen ungewöhnlichen „Waldfriedhof“ sind spärlich; am Ort selbst gibt es nur einen Findling als Gedenkstein mit einer eher allgemeinen Inschrift: „Hier fanden 1944 11 polnische Bürger ihre letzte Ruhe [-] sie mahnen zum Frieden“; 9 Holzkreuze tragen Namen mit Geburts- und Todes-Daten; zwei Holzkreuze stehen für unbekannte Tote.³⁶ Im Verlauf des Aufenthaltes der Gruppe in der Region zeigte sich an den beiden folgenden Tagen, dass die vom Ort offen gelassenen Fragen an ihnen „nagten“ - und erschöpfende Antworten gibt es bis jetzt nicht.

Im Bundesland Sachsen, aus dem die Gruppe angereist war, haben vergleichbare Gegebenheiten an historischen Orten längst dazu geführt, dass sich die interessierten StudentInnen intensiver informiert haben. Es handelte sich dabei um Außenlager-Standorte der Stammlager Buchenwald, Flossenbürg und Groß Rosen. Das Ergebnis ist inzwi-

³³ Zum Konzept der „Atmosphäre(n)“ und des „Atmosphärischen“ vgl. Gernot Böhme: „Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre“ (Wilhelm Fink Verlag: München 2001, v. a. S. 45 – 71). Schon früher und mit zeittypisch anderer Akzentsetzung vgl. Dieter Hoffmann-Axthelm: „Sinnesarbeit. Nachdenken über Wahrnehmung“. Campus-Verlag: Frankfurt/M.; New York 1984. – Mit dem Begriff der „Aura“ wird häufig in einer ähnlichen Weise wie mit „Atmosphäre“ argumentiert; ich möchte ihn wegen verschiedener „esoterischer“ Konnotationen nicht oder allenfalls sehr zurückhaltend erwähnen.

³⁴ Hier sind aufgrund des begrenzten Raumes nur Andeutungen möglich – die Diskussion um die Körperbindung von Erinnerung ist in den verschiedensten Disziplinen angekommen und hat dem entsprechend viel Literatur entstehen lassen. Zur Interdisziplinarität vgl. Nicolas Pethes/Jens Ruchatz (Hrsg.): „Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon“ (Rowohlt Taschenbuch-Verlag: Reinbek 2001). Die neurophysiologischen Grundlagen erörtert ausführlich Gerhard Roth: „Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert“ (Suhrkamp Verlag: Frankfurt/M., neue, vollständig überarbeitete Ausgabe 2003; darin insbes. Kapitel 5: „Gedächtnis und Erinnerung“, S. 153 – 176, und Kapitel 9: „Gefühle“, S. 285 – 309). Einen anregenden, eigenen Zugang entwirft Johannes Fried: „Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik“ (C. H. Beck-Verlag: München 2004). – Ähnlich grundlegend ist Harald Welzer: „Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung“ (C. H. Beck-Verlag: München 2002).

³⁵ Dieser Aspekt geht, wie mir scheint, keineswegs immer auf die sinnliche Wahrnehmung eines konkreten Ortes zurück, sondern kann assoziativ gesteuert sein mit Rekurs auf unverarbeitete, frühere Erfahrungen, Eindrücke, Wahrnehmungen usw. Es ist kaum möglich, etwas anderes als ganz allgemeine Hinweise zu geben, die für die StudentInnen eher Impulse für eigenes, weiteres Suchen sein können. In Anlehnung an Radebold, Moser u. a. ließe sich beispielsweise fragen, inwieweit es durch frühere Äußerungen oder Verhaltensweisen von Eltern zu bestimmten Besetzungen von Orten, Umständen (wie etwa Wetter, Temperatur) usw. gekommen sein könnte. Das ist jedoch schon sehr weitgehend und erreicht sehr schnell die Grenze zu einem therapeutischen Diskurs oder zumindest zu Elementen von Selbsterfahrung.

³⁶ Vgl. dazu Stefanie Endlich u. a.: „Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation“; Band II (Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn 1999; hier: S. 401 f).

schen eine kleine Wanderausstellung über diese Orte und ihre Geschichte, die schon mehrfach gezeigt wurde und seither stetig durch neue Ergebnisse zu anderen Orten mit Außenlagern erweitert wird. Ähnliche Erfahrungen haben dort wie in Mecklenburg-Vorpommern die wenigen Lehrer und Lehrerinnen gemacht, die sich der Mühe unterzogen, die zunächst etwas zufällige und scheinbar kurzzeitige Motivation ihrer SchülerInnen aufzugreifen, die konkrete Nachfragen nach Orten, Tätern und Opfern stellten und die Spuren sehen wollten. Häufig sind gerade dann erstaunliche Arbeitsleistungen erbracht und Ergebnisse erzielt worden, wenn es sich um wenig bekannte, kaum oder gar nicht gekennzeichnete Orte handelte.

Dabei fällt auf, dass sich die Arbeitsergebnisse formal nahezu vollständig im Rahmen dessen bewegen, was bekannt und gewohnt ist: Ausstellungen mit Fotos, Texten, Zitate, ebenso Informationstafeln an den historischen Orten und erste, kleine Memoriale (Steine, ein Kreuz), schließlich der Versuch, mit Überlebenden und/oder deren Familienangehörigen Kontakt aufzunehmen, womöglich sogar Besuche, beispielsweise in Polen, und Gegenbesuche. Fast am Rand wird erwähnt, dass es auch Formen künstlerischer Auseinandersetzung gibt, dass die Arbeit Auswirkungen auf die Persönlichkeit der beteiligten Schülerinnen hat und dass in der Regel alle politische Schlussfolgerungen „gegen rechts“ gezogen haben.³⁷

An solchen Ansätzen ist bisher kaum weiter gearbeitet worden (und sei es auch nur deshalb, weil die Schülerinnen und Studentinnen nur eine begrenzte Zeit in der Schule bzw. [Fach-] Hochschule bleiben). Einen möglichen Weg diskutierten die TeilnehmerInnen einer Tagung der Stiftung „Topographie des Terrors“ im Januar 2004 im Jugendgästehaus Dachau zum Thema „Kunstpädagogik in der Gedenkstättenarbeit“. Er wurde u. a. durch den Vortrag von Prof. Dr. Birgit Dörner skizziert: „Bilder der Verführung - Bilder der Erinnerung - gestaltete Bilder“. –

Wie unscharf die Konturen dessen sind, was entstehen kann, hielt der ZEIT-Autor Klaus Hartung in seinem Artikel „Luftballons, Rap und KZ-Opfer. 60 Jahre nach Kriegsende schaffen die Bürger eine sehr eigene Kultur der Erinnerung“ als Sammlung von Eindrücken ohne systematisierende Schlussfolgerung fest: „Offene Fragen, wie jede Erinnerungstradition auch offen bleiben wird“, lautet sein Schlusssatz.³⁸ - Ich möchte versuchsweise einige Überlegungen formulieren, die einige Schritte darüber hinausgehen.

4. Konsequenzen und Perspektiven

Gegenwärtig ist ein vorläufiger Höhepunkt in der Erinnerungskultur mit Bezug auf den Nationalsozialismus erreicht: Die wissenschaftlichen Publikationen erscheinen in dichter Folge, ohne dass ein Nachlassen der Forschungsintensität erkennbar wäre; das Holocaust-Mahnmal samt Informationszentrum ist eröffnet worden; die Feierlichkeiten aus Anlass des 60. Jahrestags des Kriegsendes und der Befreiung der Lager sind mit großer Öffentlichkeitswirkung begangen worden; viele Mahn- und Gedenkstätten sind neu

³⁷ Vgl. dazu ausführlich Martin Albrecht (Hrsg.): „Rüstung und Zwangsarbeit im nationalsozialistischen Mecklenburg und Vorpommern“ (Friedrich-Ebert-Stiftung/Landesbüro Mecklenburg-Vorpommern: Schwerin 2005); darin vor allem die Beiträge von Petra Klawitter und Christine Kindt, S. 59 – 73, über die Projektarbeiten mit zwei Schülergruppen.

³⁸ In: DIE ZEIT Nr. 20 vom 12. 05. 2005, S. 15

hergerichtet worden. Anders gesagt: Die „Leuchttürme“ haben ihre Arbeit getan, und sie werden sie weiterhin tun.

Dennoch ist die Frage der Aneignung dieser bestimmten Form der Erinnerungskultur durch die nachrückende Generation der jetzt etwa 20jährigen nicht geklärt. Die Gefahr, dass sie an ihnen vorbei geht, wenn sie keine Anstrengungen unternimmt, zu einem anderen als dem traditionellen Zugang zu kommen, ist bald eben so groß wie die nach wie vor bestehende Gefahr, dass die Schulen es unverändert schwer haben werden, die Jugendlichen zu erreichen und bei ihnen etwas zu bewirken. Das gilt um so mehr, als manche Jugendliche inzwischen sogar schon als „resistent“ gelten können gegen die „Zwangsimpfung gegen den Nazismus“ durch die Schule(n), die Produktionen der Massenmedien und die traditionelle Arbeit der Gedenkstätten und Ausstellungen, denen von Seiten der Jugendlichen die Arbeit mit einer „Betroffenheitspädagogik“ auch dann unterstellt wird, wenn es schon gar nicht mehr zutreffen sollte. Damit droht eine „Sollbruchstelle“ zu entstehen, an der populistische Parolen und Parteien bis hin zur NPD ansetzen könnten - und das auch tun, soweit die neuesten Informationen über Demonstrationen oder die Aktivitäten der sächsischen NPD-Landtagsfraktion beispielsweise richtig interpretiert werden.³⁹

Wie es scheint, wird eine Möglichkeit neuer Arbeit mit Memorialen vergeben, wenn es bei dieser Situation bleibt. Diese Möglichkeit bezieht sich auf die Verknüpfung mehrerer Ansatzpunkte:

- Das Netz der gesicherten (und noch zu sichernden) historischen Orte der Verbrechen, der Verfolgung und des Widerstandes gegen die NS-Diktatur, soweit sie nicht bereits von der traditionellen Erinnerungskultur überformt sind
- Der Besuch solcher Orte, verbunden mit den vorhandenen Grund-Informationen über sie, und die gezielte Anleitung zur „Wahrnehmung der Atmosphäre dieser Orte“ (im Sinn der Wahrnehmungstheorie der modernen Ästhetik und Kunstpädagogik)
- Die Arbeit mit kunstpädagogischen Methoden an den Wahrnehmungen der einzelnen BesucherInnen und ihrer Gruppe(n), um insbesondere sinnliche Wahrnehmungen und daraus resultierende Emotionen, aber auch kognitive Fragestellungen aufzunehmen und sie zu strukturieren
- Die Erarbeitung von Zugängen – wobei spätestens zu diesem Zeitpunkt das Potential der klassischen Erinnerungskultur und Gedenkstättenpädagogik uneingeschränkt genutzt werden kann und muss, um auch solche Zugänge zu eröffnen, die erst über Kontakte mit wichtigen Personen, mit Archiven usw. möglich werden
- Die Arbeit an Inszenierungen, die in angemessener Weise mit den historischen Orten umgehen – von der archäologischen Arbeit bis hin zum Setzen neuer Memoriale
- Der Versuch, für solche Arbeiten insgesamt neue methodische und didaktische Formen zu finden, die eine neue Kontinuität generationsspezifischer Art schaffen können – durch institutionelle Formen (beispielsweise in Ganztagschulen), durch bürgerschaftliches Engagement (beispielsweise in Vereinen) und durch das Erarbeiten nachhaltiger „Produkte“ (beispielsweise von Theaterstücken, Kunstwerken, langfristigen Begegnungsprogrammen usw.).

³⁹ Vgl. dazu den von mehreren AutorInnen recherchierten Artikel „NPD statt LSD“ in DER SPIEGEL, Nr. 21 vom 23. 05. 2005, S. 44 – 46.

Der Kernpunkt dieser Bemühungen kann in die folgende Begriffskette gefasst werden: *Orte - Körper(erleben) - Bilder- Emotionen - Suche - Produzieren.*

Dabei sind in der Regel eben die „offenen, leeren Orte“ gemeint, die über die gesicherten Memoriale und Gedenkstätten hinaus das gesamte Netz der historischen Orte der NS-Diktatur und ihrer Folgen markieren. Sie gut vorbereitet zu besuchen heißt vor allem: Ihren Kontext zu verdeutlichen, um in der Lage zu sein, die „Atmosphäre“ zu identifizieren, die solche Orte charakterisiert.

Die Wahrnehmung der Atmosphäre ist zumeist eher eine körperlich-sensuelle als eine rationale Angelegenheit. Das ist ein wesentlicher Grund, diese historischen Orte aufzusuchen - die Differenz zwischen der Wahrnehmung aufgrund eigener, körperlicher Anwesenheit ist etwas anderes als ein Urteil aufgrund einer auch noch so guten Fotografie oder einer anderen bildlichen Darstellung, und sei es ein guter Video-Film.

Die Wahrnehmung des Ortes und der Atmosphäre lässt Bilder entstehen - von dem der bloßen Erinnerung bis hin zu Konstrukten, die darauf zurückzuführen sind, dass der Betrachter bzw. die Besucherin des Ortes kaum je gänzlich voraussetzungslos an einen bestimmten Ort kommen. Sie nehmen den Ort und seine Atmosphäre je nach dem wahr, was ihre Wahrnehmung strukturiert. Diese Strukturierung bzw. Konstruktion ist bereits ihrerseits von anderen, vorgängigen Bildern beeinflusst, die oft zu einem „Kanon“ gehören, der durch häufige Wiederholung in den Massenmedien entstanden ist.⁴⁰

In engem Wechselbezug zu den Bildern stehen Emotionen, die durch körperlich-sinnliche Wahrnehmung ebenso wie durch kognitiv-rationale Impulse entstehen. Sie tragen in hohem Maß dazu bei, dass z. B. die gesehenen Orte im Gedächtnis verbleiben, und sie sind ein Auslöser für Aktivitäten, die aus dem Gesehenen und Wahrgenommenen folgen.

Diese Folgeaktivitäten möchte ich als „Suche“ bezeichnen, weil es nicht nur um eine ganz nüchterne Suche nach Archivmaterialien und ähnlichen Zeugnissen und Dokumenten geht, sondern ebenso um die Suche nach Menschen, die mit den Orten und dem, was dort geschehen ist, in Verbindung stehen – Täter oder Opfer, Tote oder noch Lebende. Darüber hinaus ist es auch oft eine Suche nach dem, was die Person der Suchenden mit dem Geschehen verbindet, und sei es auch „nur“ die Suche nach einer Antwort darauf, inwieweit die eigene Familie damit verknüpft ist (wobei ich eher eine

⁴⁰ Daraus ergibt sich die Folgeaufgabe, diese vorgängigen Bilder zu „dekonstruieren“, d. h. sie sorgfältig daraufhin zu untersuchen und zu diskutieren, inwieweit sie die Wahrnehmungsfähigkeit nicht nur lenken, sondern womöglich geradewegs in die Irre führen. Diese Aufgabe erweist sich häufig als außerordentlich komplex, da sie weit in das seinerseits sehr umfangreiche Gebiet der Bildtheorie(n) hinein führt. Einen Eindruck davon vermittelt die voluminöse Monographie von Habbo Knoch: „Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur“ (Hamburger Edition: Hamburg 2001). Als Ergänzung dazu bietet sich das ältere Buch von Uwe Pörksen an: „Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype“ (Verlag Klett-Cotta: Stuttgart 1997). – Ein anderer analytischer Zugang aus dem gleichen thematischen Umfeld macht deutlich, wie sinnvollerweise Texte ergänzend herangezogen werden sollten – es ist das Buch von Klaus Naumann: „Der Krieg als Text. Das Jahr 1945 im kulturellen Gedächtnis der Presse“ (Hamburger Edition: Hamburg 1998).

vorbehaltlose Suche meine und weniger die Aktivitäten zur Rettung der Familienehre, wie sie in „Opa war kein Nazi“ beschrieben werden).⁴¹

Ein solcher Suchprozess geht oft nahezu unmerklich über das Sammeln in das Produzieren über: Gruppen – wie z. B. Schulklassen oder Seminargruppen – sammeln nicht nur Zeugnisse aller Art. Das, was gefunden wird, drängt aufgrund seiner Authentizität manchmal geradezu danach, veröffentlicht zu werden, d. h.: Nicht nur in einer Sammlung zu „verschwinden“. Nur die sog. „NS-Devotionalien“ eignen sich offensichtlich als Sammlungsobjekte, die die Selbst-Befindlichkeit des Sammlers heben können - alle anderen Gegenstände, sofern sie nicht ausgesprochen privater Natur sind, tragen die Züge von „Tatzeugen“, die Verschwiegenes öffentlich machen können, sie sind „Beweisstücke“ für eine häufig zweifelnde, widerstrebende Öffentlichkeit und lösen oft Folgeprozesse aus, die den jahrzehntelangen „Bann“ des Vergessensendlich aufheben können.⁴²

Die „klassischen“ Produkte sind zweifellos Ausstellungen und Memorialsetzungen, aber auch Begegnungen (wie z. B. mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und deren Familien). Spätestens damit verlässt die Arbeit den engeren Bereich der persönlichen, individuellen Auseinandersetzung mit der Frage, wie die Nachfolge-Generationen die Verantwortung für den Umgang mit den Erinnerungen an die NS-Verbrechen wahrnehmen sollen. Dieser Schritt führt in das Konfliktfeld der Vergangenheits- und Erinnerungs-Politik hinein, also mitten in die Öffentlichkeit.⁴³ In diese Kategorie von „Produzieren“ fällt auch die Kunstpädagogik: Bilder, Filme oder Theaterstücke dienen nicht nur der Selbstverständigung von Gruppen, sondern sind an eine weitere Öffentlichkeit gerichtet.

Nachbemerkungen

An dieser Stelle breche ich die Überlegungen ab - auch deswegen, weil sie als Beschreibungen eines idealen Prozesses von Erinnerungsarbeit in manchen Punkten noch Zukunftsmusik sind. Da dieser Weg jedoch schon häufiger exemplarisch beschrit-

⁴¹ Ein gutes Beispiel für solche Diskussions- und Suchprozesse gibt Sabine Moller in ihrer Dissertation: „Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland“ (Verlag „edition diskord“: Tübingen 2003); vgl. insbesondere Kapitel „IV. Familienerinnerungen als `Ausblickspunkt““, S. 106 – 175.

⁴² Diese befreiende Wirkung beschreibt die Lehrerin Petra Klawitter für das Schülerprojekt, das sie seit 1999 anleitet: Durch eine sogar im engeren Sinn archäologische Suche wurde bewiesen, was man vorher nur annehmen konnte. Dennoch gibt es einen komplementären Aspekt, den des Schreckens, den Kai Michel beschrieb: „Stumme Zeugen. Die letzten Überlebenden deutscher Konzentrationslager werden bald sterben. Umso wichtiger sind die Funde der Archäologen. Sie bergen Geschichten, die oft so entsetzlich sind, dass kaum jemand sie erzählen will“ (in: DIE ZEIT Nr. 20 vom 12. 05. 2005, S. 48).

⁴³ Wie abzusehen war, zeigt sich die Entwicklung in der Öffentlichkeit sehr schnell am Holocaust-Mahnmal, das ein zum alltäglichen Raum hin offener Ort ist. Jetzt, gut 2 Wochen nach der offiziellen Eröffnung, schreibt in der ZEIT (Nr. 22 vom 25. 05. 2005, S. 47) Jörg Lau über die Erfahrung einer neuen Spannung: „(...) wer hätte ahnen können, dass am Berliner Holocaust-Denkmal eine neue Geschicklichkeits-Sportart entstehen würde. Nun reden alle über das `Stelen-Hüpfen`, zu dem sich junge Leute von der Architektur Peter Eisenmans inspirieren lassen. Kinder spielen Verstecken im Denkmal, kleine Gruppen picknicken auf den flachen Stelen am Rand. (...) Sein Denkmal sei `kein heiliger Ort`, hat Eisenman trocken festgestellt. Jeder Versuch, ihn doch noch dazu zu machen – etwa durch die Versenkung von Reliquien, wie es Lea Rosh vorhatte – , ist frivol. Das Holocaust-Mahnmal ist kein Friedhof und braucht darum auch keine Friedhofsruhe. (...) Das Denkmal lebt, zum Glück. Es ist kein heiliger Ort, aber es darf auch kein banaler Ort werden“. – Zur ganzen verschlungenen Vorgeschichte vgl. jetzt die soeben erschienene, gute Zusammenfassung von Leggewie/Meyer 2005.

ten wurde, kann auch gehofft werden, dass das eine Richtung ist, in die sich andere als nur die Ausnahmegruppen bewegen.⁴⁴

Die Begriffe „Weg“ und „Suchen“ implizieren, dass es einen Prozess gibt; ich habe den Eindruck, dass er in seiner Anfangsphase steht. Er ist insofern offen, als wir nichts darüber wissen können, wie sich das kulturelle Gedächtnis letzten Endes als „gültige Variante“ der Erinnerung sedimentiert. Immer noch sind erhebliche Verschiebungen möglich, wie das Beispiel der Erinnerungen Semprúns zeigt: Der Semprún heute erinnert sich anders als der parteigebundene Kommunist. – Daneben aber treten die Geschichten, die sich die junge Generation von heute „konstruiert“ – angewiesen auf die Überlieferungen zusätzlich zu den historischen Orten, die sie vorfinden. Mir drängt sich das Bild des Palimpsests auf: Das wieder überschriebene Manuskript, der überformte, manchmal auch „überwältigte“ Ort. Der Suchprozess, der sich auf seine Realität in der NS-Zeit richtet, ist mithin Dekonstruktion und Rekonstruktion zugleich; die Analogie zur sozialen ebenso wie individuellen Erinnerungsarbeit ist sinnfällig, ebenso die Kontingenz der Resultate.

Kann damit der Suchprozess als Form von Geschichtsarbeit neben dem bestehen, was die „Leuchttürme“ anbieten? Reicht die Beobachtung, dass die „Leuchttürme“ die Jüngeren heute oft nicht (mehr) erreichen, als Legitimation für das Suchprozess-Verfahren aus? Ich nehme das an, da die Legitimation zu der der „Leuchttürme“ analog ist: Auch deren heutige „Bauform“ ist Resultat eines langjährigen Suchprozesses. Die Arbeit mit den „leeren Orten“ ist indessen nicht nur eine quantitative Erweiterung, sondern auch ein qualitativer Schritt hin zu einem anderen, komplementären Modell. Die in den Individuen der ZeitzeugInnen und im weiten Netz der großen Lagerorte beschlossene, relative Begrenzung der Erinnerungsarbeit des kommunikativen Gedächtnisses wird durch den Einbezug der „leeren Orte“ überschritten: Das Netz ist dichter gespannt und weiter ausgedehnt. Damit wird die Entwicklung untersetzt, die z. B. V. Knigge 2002 so formuliert hat: „Vielmehr ist (...) nüchtern zu konstatieren, dass sich seit der Wiedervereinigung in der Bundesrepublik mit zunehmender Beschleunigung (...) ein Prozess der Nationalisierung negativen Gedenkens vollzogen hat. Mit *negativem* Gedenken ist der Umstand gemeint, dass begangene bzw. zu verantwortende Verbrechen im kollektiven Gedächtnis der Deutschen dauerhaft aufgehoben werden sollen (...).“⁴⁵ Dazu werden die „leeren Orte“, wird das dichtere Netz gebraucht – ebenso ein Modell eines anderen, neuen Umgangs mit den Orten, die ja nicht alle zu Gedenkstätten umgewandelt werden können oder sollen.

Dieses im Entstehen begriffene Modell weist in manchen Ansätzen über die Grenzen Deutschlands hinaus (weil der Nationalsozialismus die Grenzen überschritt). Das bedeutet jedoch keineswegs, dass es für andere Länder und andere Erinnerungskulturen eine Orientierungs- oder gar Vorbildfunktion hätte. Das Problem bzw. die Potentiale sollten anderswo gesucht werden: In der Frage, ob diese Art der Erinnerungsarbeit auch für den Umgang mit Stalinismus und Post-Stalinismus in der Form des „real existierenden Sozialismus“ der DDR und anderer Staaten geeignet sein

⁴⁴ Eine solche Ausnahmegruppe war über Jahre der Verein „Jugend für Dora“ im Umfeld der Gedenkstätte Mittelbau-Dora, der u. a. auch fachlich betreute Ausgrabungen vornahm. Diesem Beispiel folgten später häufiger Workcamps von Jugendlichen an vielen Orten; die Erfahrungen damit waren insgesamt zumeist positiv. Vermutlich werden in den nächsten Jahren aufgrund der anzunehmenden intensiveren Beschäftigung mit historischen Orten solche Aktivitäten zunehmen.

⁴⁵ Vgl. Knigge: „Statt eines Nachworts: Abschied der Erinnerung. Anmerkungen zum notwendigen Wandel der Gedenkkultur in Deutschland“, in: Knigge/Frei 2002 (vgl. Anm. 22), S. 423 – 440; hier: S. 423

kann.⁴⁶ Einiges spricht dafür; dennoch ist - aller Totalitarismustheorie einfacher Machart zum Trotz - keine simple Gleichsetzung möglich. Die verschiedene Qualität dürfte sich auch in einer anderen Erinnerungskultur ausdrücken.⁴⁷ Aber das ist ein anderes Thema und ein neues, weites Feld.

Weiterführende Literaturhinweise

(aufgenommen sind nur diejenigen Publikationen, die nicht schon in den Anmerkungen vollständig nachgewiesen sind)

- Adelmann, Ralf/Keilbach, Judith (2000): „Ikonographie der Nazizeit. Visualisierungen des Nationalsozialismus“, in: Heller, H.-B./Kraus/M./Meder, Th./Prümm, K./Winkler, H.: Über Bilder Sprechen. Positionen und Perspektiven der Medienwissenschaft. Schüren Verlag: Marburg
- Assmann, Aleida (2003): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. C. H. Beck-Verlag: München (2., durchges. Auflage)
- Assmann, Aleida/Frevert, Ute (1999): Geschichtsvergessenheit - Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Deutsche Verlagsanstalt: Stuttgart
- Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. C. H. Beck-Verlag: München (2., durchges. Auflage)
- Behrens, Heidi/Wagner, Andreas (Hrsg.) (2004): Deutsche Teilung, Repression und Alltagsleben. Erinnerungsorte der DDR-Geschichte. Forum-Verlag: Leipzig
- Belting, Hans (2001): Bild-Anthropologie. Wilhelm Fink-Verlag: München
- Boehm, Gottfried (Hrsg.) (1994): Was ist ein Bild? Wilhelm Fink Verlag: München
- Böhme, Gernot (2004): Theorie des Bildes. Wilhelm Fink-Verlag: München (2. Aufl.)
- Kaminsky, Annette (Hrsg.) (2004): Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR. Forum-Verlag: Leipzig
- König, Helmut (2003): Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Bundesrepublik. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt/M.
- Leggewie, Claus/Meyer, Erik (2005): „Ein Ort, an den man gerne geht“. Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989. Hanser Verlag: München
- Müller, Marion G. (2003): Grundlagen der visuellen Kommunikation. Theorieansätze und Analysemethoden. UVK-Verlagsanstalt: Konstanz (= UTB Bd. 2414)
- Welzer, Harald/Tschuggnall, Karoline/Moller, Sabine (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt/M.
- Zimmermann, Rolf (2005): Philosophie nach Auschwitz. Eine Neubestimmung von Moral in Politik und Gesellschaft. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek

⁴⁶ Vgl. dazu die Überlegungen im von A. Kaminsky 2004 herausgegebenen Sammelband „Orte des Erinnerns“, vor allem aber in den vielen Aufsätzen des Sammelbands mit dem leicht irritierenden Titel „Deutsche Teilung – Repression und Alltagsleben. Erinnerungsorte der DDR-Geschichte“ (hrsg. von Behrens/Wagner 2004).

⁴⁷ Eindrücke davon, wie sich künftige Aktivitäten entwickeln können, gaben in den vergangenen beiden Jahren internationale Seminare in der polnisch-deutschen Gedenkstätte Krzyżowa/Kreisau, an denen TeilnehmerInnen aus Polen, Weißrussland, der Ukraine, Russland, Rumänien usw. mitarbeiteten. Dabei wurde vor allem deutlich, wie stark sich der thematische Radius dadurch vergrößern wird, dass mittel-osteuropäische Länder zur EU stoßen (werden).